

Vorwort

Der Begriff „Psychosomatische Medizin“ ist älter als die vor einigen Jahren eingeführte Fachbezeichnung. Deutlich vor Etablierung des Fachgebietes wurden die Vertreter unterschiedlicher medizinischer Fachdisziplinen zu Protagonisten einer Medizin, die sich von der traditionell naturwissenschaftlich fundierten Medizin vor allem durch ihre therapeutische Haltung abhob. Ungeachtet der sehr unterschiedlichen Ansätze verband man mit dem Begriff „Psychosomatische Medizin“ ein Krankheitsverständnis, das den schulmedizinischen Blick um eine geisteswissenschaftliche, hermeneutische Methode ergänzt. Ob durch eine tiefenpsychologische, eine anthropologische oder auch eine soziologische Dimension erweitert, stets wird der Mensch in diesem Verständnis nicht nur als (defektes) biologisches Funktionssystem, sondern in seiner spezifischen Art als „animal symbolicum“ (E. Cassirer) verstanden, also in seiner zentralen Fähigkeit, in Symbolen zu kommunizieren, zu denken und zu leben – wie sich dies eben gerade in der zwischenmenschlichen Begegnung, also im sozialen Raum zeigt.

Das Ausmaß, in welchem die Symbolik und damit Deutung und Interpretation den menschlichen Lebensvollzug prägt, wird einem vielleicht erst auf den zweiten Blick bewusst. Schon in der gesprochenen Sprache, die den Menschen zentral auszeichnet, geht es um Symbolik. Gerade im Spracherwerb, der allerdings letztlich nicht auf das Kindesalter begrenzt bleibt, sondern sich in der Lebensspanne fortsetzt, wird deutlich, dass menschliche Kommunikation im Alltag nie „konkret“ ist, sondern stets mehrdeutig bleibt. Die Wahrnehmung und Vermittlung der sprachlichen Bedeutungshöfe ist eine zentrale Begabung des Menschen, die ihn zu einem außerordentlich komplexen und teilweise auch mehrschichtigen Ausdruck befähigt.

Menschliche Deutungsfähigkeit umgreift verbale Kommunikation, literarische oder künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten wie auch Phänomene unseres alltäglichen Umgangs mit uns selbst und anderen. In Lyrik, Musik oder Kunst mag sich der Deutungsanspruch des Menschen verdichten, dennoch ist Symbolik in Anbetracht einer exorbitant angewachsenen Kommunikationskultur heute wie früher wesentliches Merkmal gerade des alltäglichen menschlichen Lebens geblieben.

Krankheit – zumal psychische Krankheit – auch unter diesem Aspekt wahrzunehmen, also nicht nur in der ihr immer auch eigenen „Symbolik“,

sondern auch als Ereignis im Lebensvollzug zu verstehen, setzt eine zwischenmenschliche therapeutische Beziehungsgestaltung voraus, welche sich von den objektivierenden Ansprüchen einer distanziert-sachlichen Naturwissenschaft abhebt, ohne sie verleugnen zu müssen. Die Einbeziehung dieser Perspektive stellt vielmehr eine Ergänzung im Blick auf das Individuum dar, etwa im Sinne von Karl Jaspers, der ein „Verstehen“, dass Seelisches aus Seelischem hervorgehen kann, dem naturwissenschaftlichen „Erklären“ ergänzend gegenüberstellt.

Nicht erst in Bezug auf Karl Jaspers als Psychiater und Philosophen wird deutlich, dass sich „psychosomatische Medizin“ in ihrer Tradition als ein interdisziplinäres Anliegen versteht, deren ergänzendes Verständnis sich zusammenfassend als philosophische Perspektive verorten lässt, ohne dass es auf die akademische Disziplin der Philosophie begrenzt bleibt. Und umgekehrt wird einmal mehr deutlich, dass der (schul-)medizinischen Begegnung bei aller oft bestehenden vitalen Gefährdung des Patienten zwar eine situativ hervorgehobene Bedeutung zukommen mag, dass die Bedingungen dieser Begegnung aber aus einer anderen Perspektive nicht als paradigmatisch für ein – dann nämlich sehr reduziertes und ggf. auch defektorientiertes – Menschenbild gelten können: Auch anderen Disziplinen und gerade der Philosophie liegt die Frage am Herzen, was den Menschen ausmacht, wie er sich begegnet, ob und wie sich sein Lebensvollzug orientiert und wie wir dies würdigend erkennen können.

Verstehen wir „Pscho-Somatik“ in diesem Sinne: nämlich „Psyche“ wirklich für das geistig-seelische und „Soma“ für das biologisch-organische, dann impliziert der Begriff einen ganzheitlichen Ansatz, der ohne eine Verbindung von naturwissenschaftlichen mit philosophischen Positionen und ohne interdisziplinäre Bezüge nicht auskommen kann.

Diesem Anliegen folgt die IZPP als Zeitschrift für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten. Die hier vorgestellte Auswahl der Beiträge soll dies wie die mögliche Breite eines solchen Ansatzes erstmals auch in gebundener Form veranschaulichen.

Wolfgang Eirund und Joachim Heil

Begegnungen – über das Fremde in uns

Zusammenfassung

Als Gegenbewegung zur Identitätsdiffusion durch die Strukturauflockerung der modernen Mediengesellschaft lassen sich integrationsfeindliche Spaltungsphänomene als basale Versuche der Selbstvergewisserung beobachten. Ausgehend von klinischen Erfahrungen aus der Behandlung von Patienten mit narzisstischen Entwicklungsstörungen wird nach Lösungsvorschlägen für die aus dieser Polarisierung resultierende gesellschaftliche Gewalt gesucht.

Schlüsselwörter

Narzisstische Spaltung, Selbstabgrenzung, Fundamentalismus, Containment

Abstract

Encounters – on the stranger from within

As a reaction to the diffusion of identities as effect of the loosening structures in modern medium orientated society, integration-hostile splitting phenomena can be observed as basic attempts of self-reassurance. Based on clinical experiences with the treatment of patients with narcissistic development disorders, proposals for solutions of the social violence resulting from this polarization are searched.

Keywords

narcissistic splitting, self demarcation, fundamentalism, containment

Einleitung

Die Auseinandersetzung mit der Frage, was für das Lebenskonzept als „gut“ und was als „böse“ zu gelten habe, beschäftigt Menschen seit den Anfängen der Zivilisation. In allen Epochen war der Ausgang dieser Auseinandersetzung von zentraler Bedeutung für das Selbstbild der Fragenden. Im historischen Vergleich ist es heute jedoch schwieriger als ehemals, eine verbindliche Antwort auf diese Frage zu finden. Seit geraumer Zeit schon werden wir Zeugen einer Entwicklung, in deren Folge zunächst konkret erfahrbare Machtzentren und verbindliche Autoritäten sich unserem Blick immer mehr entziehen zu Gunsten einer zunehmend unsichtbareren Herrschaft von Spe-

zialisten und einer damit einhergehenden Pluralität sozialer Normen und Werte. Intensiviert wird diese gesellschaftliche Strukturauflockerung durch die spezifischen Bedingungen der weltweiten Informationsgesellschaft. Die hier erfahrbare Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem suggeriert uns, wir könnten virtuell überall mit jedem Kommunikationspartner zu jeder Zeit zusammentreffen – und das erschwert uns den sicheren Rückzug auf uns selbst. Stattdessen rollt eine größer werdende Welle medialer Selbstentäußerung auf uns zu, durch die im Reality-TV, bei Facebook oder Twitter mit nachlassender Zurückhaltung private Bereiche des persönlichen Erlebens weltweit bloßgestellt werden. Auch wenn wir nicht aktive Mitglieder eines solchen Spektakels sind, schwindet angesichts dieser öffentlichen Intimität das haltgebende Empfinden individueller Grenzen und verlässlicher Authentizität. Der beängstigende Verlust von Strukturen, anhand derer wir uns im sozialen Gefüge belastbar verorten könnten, nötigt uns dazu, uns die bedrohte Sicherheit durch den Einsatz regressiver Spaltungsphänomene selbst zu schaffen. Durch eine polarisierende Setzung von Unterschieden (*différence*) in der Perzeption der gesellschaftlichen Umwelt versuchen wir, uns jenen Aufschub („*différence*“) durch Wahrnehmung und damit jene innere Struktur zu sichern, mit der wir nach Derrida in der Erschütterung unsere soziale Existenz zu fundieren versuchen.

Das „Böse“ ist dann für uns nicht länger „dasjenige, wofür man mit Liebesverlust bedroht wird ...“ (Freud, 1930) und das im Rahmen einer bestehenden moralischen Ordnung in unauflöslicher Konjunktion zum „Guten“ vorhersagbar seinen Platz hätte. Es tritt uns viel mehr erschreckend als das gegenüber, was „nicht hätte passieren dürfen“ (Neiman, 2006) und das für uns außerhalb der menschlichen Natur zu stehen scheint. Es stellt deshalb, abgespalten vom „Guten“ – und von uns selbst – unser Selbstverständnis und das Verständnis der Welt um uns herum nun seinerseits zutiefst infrage. Und so ist dieses selbstgeschaffene Fundament auch nicht belastbar: „Die Dämonie zeigt sich ... dort, wo im Zwiespalt die ursprüngliche Einheit aufscheint“ (Reiser, 1989). Durch die zum Selbstschutz errichtete Dichotomisierung gelingt es uns vorübergehend, die inneren Dämonen zu bannen. Dies jedoch nur um den Preis einer unsere Selbstgewissheit bedrohenden Entfremdung. Denn als Folge der Spaltung tritt uns der Andere – besser: das, was wir aus innerer Notwendigkeit in ihm sehen müssen – immer schon als „im strengen Sinn anders“ (Levinas, 2003) gegenüber. Seine Wahrnehmung erschüt-

tert unsere Selbstabgrenzung grundsätzlich und deshalb muss das Fremde – aufgeladen durch unsere Projektionen – ebenso grundsätzlich und reflexhaft bekämpft werden. In diesem Dilemma entwickelt sich unsere Gesellschaft in der Auseinandersetzung mit dem Fremden spürbar in die falsche Richtung, ohne dass es bisher gelungen wäre, der deletären Spaltung zwischen „Gut“ und „Böse“ Einhalt zu gebieten.

Für den Betrachter lässt sich dabei jeweils trefflich darüber streiten, ob ein Sachverhalt überhaupt und nach welchen moralischen Gesichtspunkten als „gut“ oder „böse“ bewertet werden kann. Aus der Sicht dessen, der Objekt eines von ihm als „böse“ erlebten Impulses wird, ist die Sache in der Regel klarer. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll deshalb „Böses“ – und wegen der komplementären Konzeption entsprechend auch „Gutes“ – phänomenologisch aus dem Erleben des Rezipienten verstanden werden. Sind wir betroffen, so signalisieren uns Wahrnehmung und Gefühl, ob uns soeben „Gutes“ oder „Böses“ widerfahren ist und diese, freilich oft von den erwähnten Spaltungsphänomenen problematisch überlagerte Bewertung machen wir zur Grundlage unserer Reaktion.

Es ist zu fragen, was die Psychoanalyse zur Lösung dieses Problems beitragen kann. Entgegen einer verbreiteten Hoffnung zweifle ich daran, dass sich gesellschaftliche Konflikte deutend „heilen“ lassen. Es ist jedoch legitim, den skizzierten makrosoziologischen Befund in der Arbeit mit unseren Patienten im Auge zu behalten – um so vielleicht aus unserer Kenntnis psychischer Reaktionsbereitschaft Rückschlüsse auf die Genese überindividueller Mechanismen zur Angstbewältigung ziehen zu können.

Liebe und Enttäuschung

„Böse“ ist für uns also zu allererst ein wahrgenommenes Gegenüber, das uns aus dem paradiesischen Urzustand, in dem wir uns selbst genügten, wegzerzt. Solche Erschütterungen widerfahren dem Säugling ontogenetisch früh: Im Verlauf der „Trennungs-Wiederannäherungs-Phase“ (Mahler, 1980) – vom 8. bis zum 18. Lebensmonat – muss es das Kind in wachsendem Maße lernen, zwischen Selbst und Nicht-Selbst zu unterscheiden. Diese zunächst heftig irritierende Selbst-Entfremdung initiiert dabei einen symbolvermittelten Prozess, als dessen Resultat das sich differenzierende Ich allmählich in die Lage kommt, die zuvor noch völlig unverbundenen und

reinen funktionsbezogenen erlebten affektiven Reaktionen auf Zuwendung und Versagung in einer ambivalenten, zunehmend personenbezogenen Wahrnehmung zu verbinden. Dies schließlich schafft die Basis dafür, über verlässliche Erinnerungsspuren der nun in ganzheitlicher Form internalisierten Selbst- und Objektrepräsentanzen die skizzierten Differenzierungen auch in Abwesenheit des Liebesobjektes aufrechtzuerhalten. Erst im Erleben der Trennung also kann sich das Selbst – als Aggregation aller Eigen-Eindrücke – in Abgrenzung von allem Nicht-Selbst herausbilden. Die voranschreitende Integration hat weiterhin zur Folge, dass die zuvor an die reale Anwesenheit der Bezugspersonen geknüpften äußeren Ge- und Verbote ebenso wie das Selbstwertgefühl nach und nach in Form des sich konstituierenden Über-Ichs und Ich-Ideals depersonifiziert verinnerlicht werden. So resultiert aus dem gelungenen Ausgang dieser Entwicklungsposition die Basis einer künftig harmonischen Abstimmung von Antriebserleben, realen Möglichkeiten, moralischen Werthaltungen und Idealvorstellungen von der eigenen Person.

Dabei ist die zentrale Bedingung für einen solchen Ausgang im deutlichen Überwiegen der „guten“, befriedigenden Objekterfahrungen gegenüber den „bösen“, versagenden zu sehen. Ferner hängt diese entwicklungsentscheidende Relation für das Kind sowohl von äußeren wie von inneren Bestimmungsgrößen ab: Selbst da, wo die Umwelt die Möglichkeit zu befriedigenden Erfahrungen in ausreichendem Maß zur Verfügung stellt, können diese durch innere Faktoren noch abgewandelt oder gar verhindert werden. In diesem Zusammenhang muss insbesondere der infantile Neid als bestimmender Parameter für die künftige Entwicklung angesehen werden (Mink, 1988). Er ist, wie alle Triebe auf die Beseitigung seiner Ursache ausgerichtet. Dies kann im günstigeren Fall dadurch geschehen, dass das Kind sich die von ihm so beneidete Eigenschaft der Bezugspersonen – z.B. die Fähigkeit der Mutter, es zu wärmen und zu nähren – identifikatorisch aneignet und in der Identifikation mit dem Vorbild teilt.

Dort jedoch, wo diese Lösungsmöglichkeit scheitert, muss das Kind, um seine neidvollen Gefühle zu beseitigen, danach trachten, in seiner Vorstellung das „Gute“ am Objekt zu verderben. Aus primitiver Liebe und Bewunderung für das „Gute“ entstanden, wirkt sich gerade dieser zerstörerische Aspekt des Neids deshalb so nachteilig auf die weitere Entwicklung aus, weil er die für eine Progression so dringend benötigten befriedigenden Objekterfah-

rungen schon im Ansatz blockiert. Es entsteht ein Teufelskreis: Der Neid verhindert die ausreichende Verinnerlichung guter Objekt-Imagines und dies wiederum vermehrt den Neid.

Auf die ständig mit archaischer Wucht anflutenden Gefühle eines „ausgehungerten, ... innerlich leeren Selbst in seinem ohnmächtigen Zorn über die ihm zugefügte Frustration“ (Kernberg, 1983) reagiert das Kind, das sich von seinen Bezugspersonen – kaum dass es gelernt hätte, deren Existenz als getrennt von der eigenen wahrzunehmen – so sehr vernachlässigt sieht, mit der regressiven Aufgabe seiner eben erst erreichten Entwicklungsstufe einer basalen Selbst-Objekt-Abgrenzung. In Abwehr solcher, das kindliche Ich überfordernder oral-aggressiver Konflikte versucht es nun, die es enttäuschende Abhängigkeit von dem beneideten „guten“ Liebesobjekt zu leugnen in einem Rückzug auf das eigene „Größen-Selbst“. Mit dieser, sich sekundär herausbildenden Struktur – einer pathologischen Fusion von (nur) „guten“ Selbst- und Objektrepräsentanzen – versucht das Kind in sich jene Befriedigungsquelle zu kreieren, an der es in der Außenwelt infolge unzeitgemäßer realer Versagung oder nicht-neutralisierter Neidimpulse verzweifelte. Das Größen-Selbst wird nun zum Objekt seiner Abhängigkeit, von dem es sich, im Gegensatz zu den austauschbar gewordenen äußeren Objekten, nicht trennen will und an dessen ebenso unnachsichtigen wie unerreichbaren – weil idealen – Bewertungsmaßstab es künftig sein Verhalten auszurichten trachtet.

Im Versuch, die Qual enttäuschter Liebe in diesem Phantasieprodukt aufzuheben und gleichzeitig die Angst- und Schuldgefühle zu annullieren, die durch aggressive Tendenzen all jenen „bösen“ Objekten gegenüber geweckt wurden, die nicht unverzüglich auf die kindlichen Bedürfnisse reagierten, gelingt es so zwar, dem Teufelskreis aus Hoffnung, Enttäuschungswut und nachfolgend destruktiver Entwertung gegenüber den beneideten Fähigkeiten der als eigenständig wahrgenommenen Bezugspersonen zu entrinnen. Als Folge dieses wenig differenzierten Bewältigungsversuchs kommt es regelhaft zu erheblichen Deformierungen der äußeren wie der inneren Objektbeziehungen und nicht minder erheblichen Schwankungen des Selbstwertgefühls. Gleichzeitig weisen die Patienten dadurch, dass sie ihre neidvollen Wutimpulse auf einer sehr frühen Entwicklungsstufe in der skizzierten Abwehrkonstellation binden, entsprechend archaische Phantasien – die in der weiteren Entwicklung durch Erfahrungen kaum modifiziert werden können – über die zerstörerische Kraft dieser „bösen“ Affekte auf.

Narzisstische Lösungen

Die skizzierte Abwehrposition ist charakteristisch für Patienten mit der klinischen Diagnose einer narzisstischen Entwicklungsstörung. Als „narzisstisch“ sollen hier all jene psychischen Phänomene aufgefasst werden, die daraus resultieren, dass unter der kränkenden Erfahrung nicht erwideter Liebe und Bewunderung die Enttäuschungswut projektiv abgespalten werden muss, um die kindlichen Ich-Funktionen davor zu schützen, vom Ausbruch der eigenen Aggressionen überwältigt zu werden. In dieser Ausrichtung unterscheiden sich narzisstische Spaltungsvorgänge von jenen, die wir aus der Behandlung von Patienten mit einer Persönlichkeitsorganisation auf Borderline-Niveau kennen. Dort dient ja die Spaltung von Selbst- und Objektrepräsentanzen dazu, das kindliche Selbst vor der befürchteten (psychotischen) Wiederverschmelzung mit dem bewunderten Objekt zu schützen. Die „Borderline-Spaltung“ sichert also – in der Regel stabil – eine ansatzweise erreichte Individuation durch Abgrenzung von einem wahrgenommenen und für die Autonomie als bedrohlich erlebten Gegenüber. Im Gegensatz hierzu geben Patienten mit einer narzisstischen Entwicklungsstörung ihre erreichte Individuation durch Spaltung auf, um unter Projektion der oral-aggressiven Impulse ihr Selbst mit dem idealisierten, selbstgeschaffenen Phantasieobjekt des Größen-Selbst zu fusionieren. „Das frühe Ich (hat) in rascher Folge zwei Aufgaben zu erfüllen: es muss Selbstrepräsentanzen von Objektrepräsentanzen differenzieren, und es muss libidinös und aggressiv determinierte Selbst- und Objektvorstellungen integrieren“ (Kernberg, 1988) – und an diesen ineinander verschränkten Aufgaben scheitern auf je unterschiedliche Weise beide Patientengruppen.

Dieser Pathodynamik folgend, imponiert bei Patienten mit einer narzisstischen Entwicklungsstörung symptomatisch eine charakteristische Störung des „Selbstkonzeptes im Zusammenhang mit spezifischen Störung in ihren Objektbeziehungen“ (Kernberg, 1983). Obwohl in der Regel sozial gut angepasst und vielfach auf ihrem Gebiet sehr erfolgreich, weisen die Patienten bei genauer Betrachtung ausgeprägte und von ihnen meist als quälend erlebte Schwankungen ihres Selbstwertgefühls auf. Das macht sie abhängig von der ständigen Wiederholung aktueller Bestätigung durch andere. Dabei erfordert die frappante Funktionalisierung auch zentraler zwischenmenschlicher Beziehungen – die bisweilen schlicht ausbeuterisch wirken – unsere besondere

Aufmerksamkeit. Während die Erkrankten für sich zwar ein Recht in Anspruch zu nehmen scheinen, andere wie selbstverständlich für ihre Zwecke zu „benutzen“, sind sie gleichzeitig wegen ihres überwältigenden und weitgehend aus der Projektion eigener oraler Neidimpulse gespeisten Misstrauens nicht in der Lage, das Gefühl einer liebevollen, partnerschaftlichen Abhängigkeit zu entwickeln. Auf den ersten Blick wirken sie oft ausgesprochen kontaktfreudig. Von anderen verlassen oder enttäuscht, zeigen sie jedoch kaum ein für den Betrachter nachvollziehbares Gefühl der Traurigkeit und des Bedauerns. Stattdessen reagieren sie auf Trennungen und Versagungen primär mit dem Bemühen, einem meist sehr direkt erlebten Selbstvorwurf eigener Schuld am erlittenen Verlust zu entgehen über die Mobilisierung intensiver Wut und Empörung oder über den Versuch, das Gewesene rasch zu vergessen. So scheint es eben dieses vergeltungssüchtig wirkende Wüten gegen das verlorene Liebesobjekt zu sein, das die Patienten daran hindert, glückliche Erlebnisse in der Erinnerung zu bewahren und in Gedanken erneut zu durchleben.

Nun sind aggressive Affekte als Antwort auf Trennungssituationen durchaus üblich (Bowlby, 1976) und sie gehören entsprechend zum Grundmuster depressiver Reaktionen. Doch lösen sie in der Regel ebenso ausgeprägte, restituierende „Wiedergutmachungstendenzen“ (Klein, 1962) aus – die uns häufig genug die Vergangenheit in jenem merkwürdig verklärten Licht „golden“ erscheinen lassen. Gerade solche Regungen aber können Patienten mit narzisstischen Entwicklungsstörungen nicht – oder lediglich in verzerrter Form – entwickeln. In Abwehr der depressiven Sorge und Objektschätzung herrschen hier Verachtung und Entwertung vor als einfach strukturierte Versuche, die als Folge der eigenen Trennungsaggressionen phantasierte Versagung zu bewältigen. Das solchermaßen gering geschätzte Objekt ist es nicht mehr wert, sich seinetwegen Gewissensbisse zu machen oder ihm lange nachzutrauern. Gleichzeitig rechtfertigen die auf das Erleben eigener Begrenzung bezogenen Operationen weitere wütende Angriffe auf eben jene „guten“ Aspekte der Beziehung, von denen sich die Betroffenen in für sie kränkender Weise abhängig fühlten. Parallel zur Zerstörung des inneren Objektes und – wie uns Berichte über sog. „Amokläufe“ an Schulen oder über Terrorakte erschreckend zeigen – bisweilen auch der äußeren Realobjekte nimmt jedoch durch den hier vorherrschenden Abwehrmechanismus der Projektion in der Phantasie der Patienten die Gefahr einer gleichermaßen rachsüchtigen Ver-

geltung dieser Angriffe durch das nun „böse“ Objekt immer größere Ausmaße an. In dem ebenso verzweifelten wie frustrierten Versuch, die aus der Ausgrenzung des Liebesobjektes erwachsende Infragestellung des eigenen Selbst auf diese Art zu bewältigen, vertieft sich zwangsläufig die zerstörerische Spaltung zusehends.

Fundamentalistische Lösungen

Diese klinischen Befunde lehren uns, dass unter den Bedingungen einer noch nicht ausreichend konsolidierten – oder einer sich wieder lockernden – Struktur des Selbsterlebens ein Gegenüber in seiner verlockenden Fremdheit für das Subjekt die eigene Individuation beängstigend erschüttern kann. Um diese Angst zu beschwichtigen, ist der basale Wunsch an das Objekt deshalb der, in der subjekthaften Individualität anerkannt und bestätigt zu werden. Versagt sich das Objekt diesem Wunsch oder ist die eigene orale Bedürftigkeit überwältigend, können Neid und Enttäuschungswut die skizzierte Spaltung der Selbstrepräsentanzen in grandios „gute“ und vernichtend „böse“ – die zur Selbstentlastung projiziert werden – auslösen.

Weiten wir vorübergehend unseren Blickwinkel auf den makrosoziologischen Kontext aus, dann zeigt sich, dass destruktive Phänomene unseres Alltags wie Mobbing und Fremdenfeindlichkeit, jedoch auch Amokläufe bis hin zu extremistischen Terroranschlägen oft diesem Muster folgen. Die Auswirkungen der eingangs beschriebenen gesellschaftlichen Strukturauflockerung werden auf dieser Ebene durch regressive Tendenzen potenziert, die für die Psychologie der Massen (Freud, 1921c) notorisch sind. Es können dann soziale Mechanismen der Selbstvergewisserung beobachtet werden, die auf den skizzierten Spaltungsphänomenen beruhen und die sich regelhaft in fundamentalistischen Ideologien strukturieren. Ungeachtet der inhaltlichen Unterschiede solcher Ideologien geht es unter dynamischen Gesichtspunkten um die Verortung der eigenen Gruppe in fundamentaler Abgrenzung zu anderen Gruppierungen. Zu einem identitätsstiftenden Selbstgefühl findet die Gruppe durch die hoch besetzte Bindung an ein selbstgewähltes Ideal und durch die Projektion all dessen, was die angestrebte Vereinigung mit dem Ideal stören könnte, nach außen. So kommt es nicht durch Begegnung und wechselseitige Anerkennung zur Identitätsbildung, sondern durch die erbarmungslose Abgrenzung gegenüber den zuvor verteufelten Anderen.

Hierzu trägt bei, dass wir stets am (allzu) Guten verzweifeln: In seiner unerreichen Verlockung beschämt es uns in unserer ungestillten Sehnsucht und weckt doch immerfort unsere hilflose Gier nach mehr. Wird die enttäuschende Unerreichbarkeit jedoch in die Einflussosphäre des Ersehnten phantasiert, dann verkehrt sich die kränkende Ohnmacht in Macht – die Macht, das sich so „böse“ der Einverleibung Widersetzende zu bekämpfen und zu zerstören.

Kehren wir zu unseren klinischen Überlegungen zurück. Unser Augenmerk gilt jener Gruppe von Patienten, die unter den Auswirkungen von Störungen eines Prozesses leiden, in dem sich das Kind in und durch seine Interaktion mit einem Gegenüber als eigenständiges soziales Subjekt zu begreifen lernt. Das Leiden dieser Patienten kann deshalb weder allein konstitutionell vom Subjekt her (Trieb-Abwehr-Konflikt) noch allein traumatisch vom Objekt her (Verführung und Versagung) erklärt werden. Es muss verstanden werden als Folge pathogener Interaktionsstrukturen, die aus der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt heraus entstehen und die sich folglich in einer Beziehung und durch sie manifestieren. Beziehung meint hier nicht eine schlicht strukturelle Zuordnung von Subjekt und Objekt, sondern den wechselseitig sich konstituierenden Prozess, in dessen Abfolge Subjekt und Objekt sich als soziale Entitäten kreieren. Dabei ist wesentlich, dass die Wahrnehmung und Anerkennung des in seiner Fremdheit und Versagung „bösen“ Nicht-Selbst als initialer Akt der Konstitution des sich differenzierenden Selbst vorausgeht.

Wechselseitiges Containing

Eine solch intersubjektive Sicht auf das, was in jeder sozialen Interaktion zwischen Selbst und Nicht-Selbst verhandelt wird, hat weitreichende Auswirkungen auch auf die Konzeption des Behandlungsrahmens und auf das Selbstverständnis des Therapeuten. So erscheint unter diesem Blickwinkel das von Freud 1912 postulierte Desiderat, der Analytiker solle für die Übertragung der Patienten nichts sein als ein neutraler „Spiegel“ in seiner Idealisierung selbst als ein möglicher Ausdruck einer transpersonalen Abwehrhaltung (Benjamin, 2004). Unter dieser Modalität gestalten sich Beziehungen in der Regel rigide polarisierend – als „Täter vs. Opfer“ oder „gut vs. böse“ –, indem sich beide Beteiligten in ihren Interaktionen ausschließlich auf komple-

mentäre Zuschreibungen, d.h. auf abgespaltene und auf das Gegenüber projizierte Selbstanteile beziehen. Nach den bisherigen Überlegungen kann dieses Abwehrarrangement in den Behandlungsstunden verstanden werden als Versuch, die Wahrnehmung eines für beide Beteiligten vernichtend phantasierten Getrenntheitserlebens in der Übertragungsbeziehung zu vermeiden. Der Therapeut verfällt dabei in eine „phobischen Position“ (Zwiebel, 2007), aus der heraus er die Wahrnehmung seiner Verstrickung in die wechselseitige Dynamik der Übertragungs-Gegenübertragungs-Beziehung negiert. Dies geschieht nicht selten aus Sorge, der Patient könne dauerhaft Deutungen nicht ertragen, die ebenso auf der klaren Unterscheidung der Dialogpartner basieren, wie sie diese auch akzentuieren. Unbewusst teilt der Behandler in einer lähmenden Abgrenzungs-„Phobie“ die tiefe Skepsis des Patienten, der als Folge seiner spezifischen Entwicklung nicht daran glauben kann, dass zwischen zwei Menschen ein Austausch möglich wäre, der ein anderes Ziel hätte als die gänzliche Auslöschung und „Neutralisierung“ eines der beiden Beteiligten. Darüber hinaus wird die phobische Haltung – die andere Patienten in der Regel rasch als Frustration ihrer Beziehungswünsche angreifen – von Patienten mit einer narzisstischen Entwicklungsstörung in einer spezifischen Abwehrkonstellation idealisiert. Typischerweise versuchen sie dabei, den abstinent-unkonturierten Behandler qua Projektion als Extension des eigenen grandiosen Selbst zu kontrollieren und ihn zum stummen Zeugen ihres solipsistischen „Selbst-Gesprächs“ zu machen. Die Konkordanz der skizzierten Übertragungsentwicklung, die ein Drittes – z.B. das wechselseitige Interesse am Gegenüber – a priori ausschließt, macht die Überwindung der vorliegenden Kollusion schwierig. Während vieler Behandlungsstunden schwankt die Stimmung oft unvermittelt zwischen einem Gefühl der Großartigkeit dann, wenn beide Beteiligten als ununterscheidbare „Zwillinge“ trennende Wahrnehmungen leugnen können und einem vernichtenden Leeregefühl dann, wenn unter Versagung oder Trennung die kollusive Verleugnung der Individualität nicht grenzenlos aufrechterhalten werden kann. Ein weiteres Kennzeichen dieser Übertragungsentwicklung ist eine länger andauernde Gedankenleere. Sie ist Ausdruck vernichtender projektiver Angriffe des Patienten auf das Denken – gründet es doch auf dem Trennenden und Abwesenden (Cassirer, 2007) als Voraussetzung der Symbolisierungsfähigkeit. Patient und Behandler entwickeln dabei eine konfluierende gemeinsame unbewusste Beziehungsphantasie, die in ausgeprägten Fällen einer folie-a-

deux ähnelt und die verschmelzend alles Fremde und Trennende entdifferenzieren soll.

Statt hier als perfekter Container für die Projektionen des Patienten zu fungieren und sich bemüht ohne eigene innere Struktur zur Verfügung zu stellen, gewinnt der Therapeut seine Denkfähigkeit erst wieder, wenn er aus der illusionären Verschmelzung heraustritt und sich den Übertragungsprojektionen des Patienten innerlich entgegenstellt. Gerade in den dadurch ausgelösten „Krisen des Verstehens“ (Zwiebel, 2007) sind reifungsfördernde Deutungen überhaupt möglich. Durch dieses Heraustreten wird der Behandler als „Container“ (Bion, 1997) zu mehr als einem bloßen „Behälter“, in den hinein Projektionen des Patienten zeitweise verfrachtet würden. Im Gegensatz zu einer dekonfliktualisierenden Grenzverwischung muss er nun die den Patienten zu überwältigen drohenden unbewussten Ängste fassen und binden. Und so geht Containment auch über ein blankes Spiegeln hinaus, da der Therapeut dann, wenn er der projektiven Vernichtung entgegentritt, dem Patienten nicht nur Verständnis und Würdigung seiner Verstörung signalisiert, sondern ihm zugleich die Fähigkeit vermittelt, zuvor Unfassbares innerlich zu modifizieren, statt sich davon permissiv ausfüllen und beherrschen zu lassen. Sein Wunsch, das Gegenüber zu erkennen, kann den Behandler leiten, aus der projektiven Vereinnahmung heraus das für den Patienten Unerträgliche mit ihm zu fühlen – statt kollusiv mit ihm zu teilen – und ihm dieses differenzierungsfördernde Mit-Gefühl dann immer wieder integrierend zur Verfügung zu stellen.

Für die Beziehung zwischen Patient und Behandler bedeutet jeder solche Deutungsschritt ein interaktionell geschaffenes „Drittes“, auf das sich beide Beteiligten künftig verlässlich beziehen können. Diese dritte, dezentrale Position, die weder allein das Selbst, noch allein das Fremde repräsentiert, ist fortan der intersubjektive Orientierungspunkt für die am Dialog Beteiligten. Über das dann einsetzende „wechselseitige Containment“ muss die Selbstabgrenzung auf einem erträglichen Angstniveau schrittweise voranschreiten. So dass schließlich gemeinsam untersucht werden kann, welcher Dialogpartner intersubjektiv welchen Teil zu der jeweils aktuellen Beziehungspantasia beitrug. Mit dieser Trennung ist für den Patienten die Voraussetzung geschaffen, die inneren Partialobjekte zu differenzieren und zu synthetisieren. Ausgehend von diesem sichernden Entwicklungsstand können von ihm die äußeren Objekte zunehmend so ambivalent erlebt werden, dass ein

Getrenntsein vom begehrten Gegenüber erträglich wird, ohne die eigenen Selbstabgrenzung erneut zu gefährden.

Begegnungen

Wenn wir uns abschließend nochmals der gesellschaftlichen Ebene zuwenden, dann mit der Frage, ob wir Lösungsmöglichkeiten für einige Ursachen der zu beobachtenden sozialen Gewalt aus unseren klinischen Befunden ableiten können. Es zeigte sich ja, dass beginnend mit der Abwendung vom Fremden sich das Selbst konstituieren kann. Und dass nachfolgend aus der Wahrnehmung der Differenz heraus in der erneuten Hinwendung sich das Selbst seine Objekte interaktionell schafft. Dennoch muss der „Dialog der Kulturen“ – im kleinen wie im großen – im polarisierenden „Selbstwerden durch den Anderen“ (Hanzig-Bätzing, 1996) stecken bleiben, solange die eigene Identität sich ausschließlich als Negativ des Gegenübers formiert.

Wenn wir mit der gebotenen Vorsicht unser psychotherapeutisches Wissen auf die erwähnten gesellschaftlichen Probleme anwenden, wird zunächst deutlich, dass verlässliche soziale Strukturen die regressive Dynamik einer Identitätsfindung durch Gegnerschaft eindämmen können. Natürlich stellt dies keinen Ruf nach autokratischen Kräften dar. Wünschenswert ist vielmehr eine funktionale Autorität, die in der Lage ist, verbindliche Grenzen für alle verlässlich zu vertreten – und die Willens bleibt, sich den damit verbundenen Auseinandersetzungen zu stellen. In allen Sozialisationsbereichen des Alltags bildet die Erfahrung unserer Grenzen, die ja zugleich auch die Begrenzungen des Gegenübers sind, zentrale Kristallisationspunkte für die Konstitution unserer Identität. Solche Kontakterfahrungen, die schon in der vorsprachlichen Zeit mit den Empfindungen der mütterlichen Berührung und der Unterscheidung zwischen innen und außen einsetzen, sind auf komplexem Niveau als Konfrontation mit sozialen Grenzen künftig Anlass und Voraussetzung, das eigene, abgegrenzte Selbst zu reflektieren. Und diese Reflexion der eigenen Kontur – in jedweder Hinsicht – ist gemäß unseren klinischen Beobachtungen eine weitere Voraussetzung für die Überwindung der „narzisstischen“ Selbstabgrenzung über eine Polarisierung in „gut/ich“ oder „böse/du“. Denn die Erfahrung von Grenzen ist potentiell immer die Begegnung mit dem Anderen – und das gibt uns sekundär die Möglichkeit der Selbst-Erfahrung. In einer bewussten Auseinandersetzung mit den ei-